



Illirisches Blatt.

Nr. 25.

Samstag

den 23. Juni

1838.

Den Freunden des Slaventhums
in Krain;
ein Slave aus Norden.

Die interessanteste Geschichte einer jeden Nation, und insbesondere eines jeden Volkstammes, der von keiner wichtigen Rolle in der Weltgeschichte zu sagen hat, wäre eine vollständige Sammlung der Volkslieder und Sagen, eine Schilderung des moralischen und häuslichen Lebens, die Darstellung der Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten, die den Stand der geistigen Entwicklung und den Fortgang der Nation klar darlegen müßten. — Die Russen haben schon, außer vielen andern schätzbaren Werken über diesen Gegenstand, nun eines von Sacharoff („Skazanja naroda ruskago“) erhalten; die Czechen haben bereits wichtige Vorarbeiten und Leistungen dazu in den Schriften eines Kollar, Czetakowski, Schaffarik u. A. aufzuweisen; — über die Polen gaben die rühmlichst bekannten Slavisten bedeutende Aufschlüsse, wie Golebiowski, Maciejowski, Woycicki, W. Zaleski, Narbut u. A.; — die Serben und Dalmatiner haben wenigstens Volkslieder-Sammlungen, — nur Krain ist dießfalls zurückgeblieben. — Diese Lücke auszufüllen, ist mein Wunsch, damit auch dieser Zweig des großen slavischen Stammes, andern, besonders nordischen Slaven, näher bekannt werde. Aller Bemühungen ungeachtet habe ich bis nun nur unvollständige Aufschlüsse erhalten; ich wende mich deswegen an die wohlwollenden Eingebornen aus allen Gegenden Krains mit der Bitte, über folgende Gegenstände mir nähere Aufschlüsse zu geben, und die dießfälligen Antworten nach Nummern an die Buchhandlung des Herrn Ignaz

Edlen v. Kleinmayr, längstens bis Ende Juli, einzusenden. Wenn auch nicht Jedermann von den Gegenständen aller Nummern unterrichtet wäre, so möge er sich dadurch in der Beantwortung einzelner nicht hindern lassen. — In dem beendigten Werke werde ich nicht ermangeln, Denjenigen öffentlich Dank zu sagen, die sich darum angenommen, und aus deren Quelle ich geschöpft haben werde. Gegenstände, über die ich Auskünfte zu erhalten wünsche, sind folgende:

Nr. 1. Alles von Gebräuchen bei Hochzeiten, Begräbnissen und Taufen ausführlich ins Kleinste; — ob nicht irgendwo an Friedhöfen nach den Begräbnissen ein Mahl zu halten üblich war?

Nr. 2. Was für Gebräuche am Weihnachtsfeste Statt finden? Die Koleda; welche Lieder dabei gesungen werden (doch nur weltliche); — ob das Aquinoestiafest gefeiert wird, und auf welche Weise? ob nicht, wie am Johannis-Abende? (Haquet bemerkt in seiner Beschreibung der Wenden, daß er selbst am Karst bei dieser Festlichkeit zugegen war; welche Feierlichkeiten sonst üblich sind, die die Sitten des Volkes charakterisiren?)

Nr. 3. Tänze und Musik. Andere Spiele und Unterhaltungen der Mädchen und Bursche, der Alten und Jungen; ob sie nicht manche Allegorie enthalten oder auf eine Prophezeiung hindeuten.

Nr. 4. Aberglauben, Vorurtheile, Vorbedeutungen. Meteorologie oder Witterungskunde.

Nr. 5. Dämonologie, Glauben an Geister, herumgehende Verstorbene, Vampyre, Mahnen der Geister, Beschwörungen und Exorzismen; auch wenn sie abgekommen sind, wenn sie nur bestanden haben. Eigenschaften, die man den

verschiedenen Thieren, Kräutern, Bäumen, Steinen und Planeten zuschreibt.

Nr. 6. Hexen, Hexereien, Erzählungen von Hexen, geführte Prozesse in Hinsicht der Hexen-Verzauberungen, böse Augen u. s. w.

Nr. 7. Volksarzneikunde, Heilungs-Kenntnisse des krainischen Volkes vermittelt der Kräuter, der Steine u. s. w.; welche Kräuter heilende Kräfte besitzen, und gegen welche Krankheiten und wie zubereitet?

Nr. 8. Volkssymbole, auffallende Meinungen und Sprichwörter.

Nr. 9. Volkslieder, doch nur weltliche, treten aus dem Munde des Volkes entnommen.

Nr. 10. Volksmärchen, Sagen, Erzählungen, ohne Zufas und ohne Verkürzung, so wie sie das Volk erzählt.

Nr. 11. Trachten, Beschreibung einzelner Kleidungsstücke (slavische Benennungen), wenn möglich, Abzeichnungen oder Muster.

Nr. 12. Das Leben zu Hause unter den Seinigen; welche Gastfreundschaft? Bewirthung? Einigkeit? Gegenseitige Aushilfe in der Noth? Welche Laster und Tugenden vorherrschend, welche gar nicht oder selten zu finden sind?

Kaibach den 10. Juni 1832.

Etwas aus meinem Tagebuche.

Herrn M — dro gewidmet

von

M — sto.

Ich konnte nicht schlafen; ruhelos wälzte ich mich am Lager, bis mir endlich der vernünftige Gedanke kam, Licht zu machen, um mir mit Gedanken die lange Nacht zu kürzen. Ohne Licht kann man schlechterdings nicht denken; diese Erfahrung hat ich schon längst gemacht. — Gewis, weil manches Journalistlein nicht ohne fremde Gedanken denken kann, wird der Spötter, der Splitterrichter ausrufen? Nein! von all dem gar nichts; ich, für meinen Theil, fühlte dermaßen die Wichtigkeit dieser Erfahrung, und richtete mich daher aus meiner jämmerlich liegenden Positur auf, zündete die Nachtlampe an, und machte mich zur Gedankenreise fertig.

Ich mochte so ungefähr eine Viertelstunde auf die faumselige Post-Chaise gewartet haben, als ich — Gott weiß es — ganz unwillkürlich auf einen Band Gellert'scher Fabeln, der auf meinem Nachtschischen lag, blickte; und sieh! — der freundliche Alte stellte sich mir ungeheißt so hurtig und willig zu Diensten, daß ich im Nu mit ihm im Wagen saß, und die braven

Kenner im erwünschtesten Trab die Straße hinansprengten.

„Puh!“ wird meine schöne freundliche, doch, wie ich bald in der ersten Zeit unseres Bekanntwerdens erfah, im Literarischen noch etwas befangene Dame ausrufen, — „puh! der alte Gellert dein Gesellschafter!“ — Sie wird es mir erlauben, daß ich ihr diesen Ausfall verzeihe; doch mit der Bemerkung: Sit apud te nos antiquitatis! Diese gold'ne Regel, meine schöne Dame, bitte ich ja fein im Gedächtnisse zu behalten, und wiederholte nochmahls mein Sprüchlein: Ehren Sie die grauen Haare! es läßt doch das frische Roth Ihrer Wangen sehr gut zum silberweißen Scheitel.

Sie werden mir erlauben, daß ich Ihnen dieß nur ein Bißchen näher demonstriere.

Sie versuchen sich selbst im Mahlen; und, ich muß es bekennen, ich habe von Ihrer Hand schon manches recht artige Stückchen bewundert: — sollten nun Sie selbst gegen Ihre Talente ungerecht seyn wollen? Sprechen Sie aufrichtig! lieben Sie nicht selbst das schöne Weiß, und zum schönen Roth besonders? Ist es Ihnen je entbehrlich geworden? So manches Grelle haben Sie damit gemildert, und — bei Sängervort und Ehre! ich müßte den einen Thoren schelten, der mir hierin widerspricht.

Doch mehr hievon bei einer anderen Gelegenheit, und ich verspreche, mich mit der äußersten Geduld zu rüsten, um Sie endlich hierin zur Überzeugung zu führen, woforne Sie noch Zweifel entgegenzusetzen fänden. — — —

Doch im Augenblicke fühl' ich es, daß ich dem Leser Rechtfertigung schulde. Es ist wahr, die Dame fiel so erstaunlich schnell in meine Reise-Skizze, daß dieser Einfall unverzeihlich wäre, wenn die Dame mit meiner Erzählung nicht so sehr und so eng verwoben wäre, daß ich ihr durchaus Luft zum Einbruche lassen mußte. Kutz! meine Dame gehört ein für allemahl in diese Blätter. Dem lieben Leser genüge in Betreff meiner Dame Folgendes:

Es ist nicht gar so lange dessen, daß wir einander vorgestellt wurden; wir fanden bald gegenseitig Geschmack an unserer Unterhaltung, und — ich muß es gestehen, daß mir bei dieser Gelegenheit der angeborene Mangel an Nachgiebigkeit gegen das schöne Geschlecht gerade sehr wohl zu Statten kam; denn die Dame ist eines von den weniger weiblichen Individuen, welche ein gerades — offenes Auge und die Sprache des Herzens allen Complimenten mit Bücklingen, Kniffen und Kräftfüßen, und wie diese Gefühlsrüdenbüßer alle heißen mögen, vorziehen. Sie erklärte mir dieß gleich bei

unserem ersten Zusammentreffen in unumwundener, aber aufrichtiger, und für unsere Unterhaltung ziemlich verbindlicher Sprache, und konnte sich eines tiefen Seufzers nicht erwehren, da sie von der Mehrzahl ihrer Anbeter sprach.

— Vraiment! meine sogenannte Unpolitesse zu bereuen, hatt' ich diekmahl nicht Grund, und dieses glückliche Abenteuer hat mich so ganz, und gar starrsinnig gemacht, daß das liebe Schicksal wohl ein tüchtiges vehiculum sich mieten mußte, um mit meinem Stützkopfe davon zu traben.

Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß ich glaube, verstanden zu seyn? doch um Einiger willen, die es sich zur Aufgabe gemacht zu haben scheinen, Alles nur nach ihrem kurzfristigen Anschauen zu beurtheilen, will ich bemerken, daß dieser mein Starrsinn, so sehr ich ihn mit wahrer Vaterliebe pflege, mich dennoch nie verleiten werde, die Gränzen des Anstandes zu überschreiten. —

Was versteht der unter Anstand, wird man fragen? Die Zeit ist mir zu knapp zugemessen, um mehr sagen zu können, als — unter Anstand verstehe ich — nicht das, was man heut zu Tage sehr häufig darunter verstanden wissen will, — Anstand ist heut zu Tage der Folgeßatz aus jener albernen Kriecherei, in die man sich oft, sogar gegen Leute von minderer Bedeutung, kloß aus Gewohnheit zu verlieren pflegt. Sein Recht muß man behaupten, wenn man eines hat; und fühlt man sich selbst hiezu zu schwach, — so meinte ein alter Anwalt zu Kaiser Maxens Zeiten — so suche man sich einen Rechtsfreund! aber — ein Rechtsfreund ist leider nicht immer und überall bei der Hand. Wir finden in unserem großen Zeit-Lexicon eine solche Anzahl von Freunden und Freundschaften verzeichnet, daß es wirklich vergebene Mühe wäre, sich in diesen Gegenstand näher, und in die Erörterung einzulassen, was denn eigentlich ein Rechtsfreund sey. Ich will daher hier abbrechen, und — um den Anstand nicht zu verletzen, zum Anstande zurückkehren.

Für artig, fein, solid wird jezt in gewissen, nicht mehr seltenen Zirkeln ein Mann gehalten, — ein Männlein wollt' ich sagen, welches, wie ein emsiger Trüffelhund, unablässig nach Günstblicken spürt, und in den schlappen Eingeweiden der ihm vorge-donnerten Apodicta nach Blafensteinen wühlt, um sie dem spähdenden Zirkel, der ihn mit weit geöffnetem Munde, wie eingefroren, umstarre, in seiner überschwenglichen Dienstbestiehung als Maritaten vorzuzeigen. Er würde für unanständig gehalten werden, wenn er es nicht thäte, und — wie säbe es dann um ihn aus? — Daraus nun fließt die gewöhnlichste Folgerung: N. ist ein anständiger Mann — warum? — er widerspricht nie — kann alles gut heißen — und bemüht sich noch obendrein, über manchen zu grellen Unsinn den freundlichen Mantel der Misit zu breiten. Dieß ist der Begriff, den die tolle Welt — ich spreche nur von der tollen Welt. — mit dem Worte Anstand verbindet. Ich, pro mea parte — und gewiß bin ich nicht der Einzige — verstehe darunter das ganz einfache Säglein: Anständig seyn — oder deutlicher gesagt — anständig sprechen, heißt: Wahrheiten reden ohne Leidenschaft, gegen den, der sie hören darf, ohne den Erdball erröthen zu machen; offen dem Gleisner in's Ange-

sicht schauen, wenn nicht die Welt Rücksichten auf-erlegt, die jedem braven Manne heilig seyn müssen; und — auf eine Art züchtigen, deren sich der Sprecher, hinsichtlich der Wahl der Form sowohl, als des Ausdrucks, nicht zu schämen braucht. — Ich komme hier auf einen wesentlichen Punct meiner heutigen Reiseskizze.

Natürlicher Weise fiel während der Reise auch von meiner Seite das Gespräch auf das, was mir zunächst vorher begegnete. Ich erzählte nämlich meinem Reisegesellschafter einen, Tags vorher von einem gewissen Herrn — freilich so fein als möglich — auf mich gemachten Ausfall, der jedoch nicht sowohl auf mich, als vielmehr auf meinen Freund, einen sehr achtbaren Mann, welcher auf einige Momente mir die Last meines Reisebündels einst abzunehmen die Güte hatte, gerichtet war. Ich konnte mich dabei nicht enthalten, einige Jeremiaden auf den bevorstehenden Umsturz unseres portischen Weltgebäudes hervorströmen zu lassen, welcher sicher erfolgen muß, wenn der so sehr überhand nehmenden Journalistik — so dünkte es dem alten Herrn auch — nicht gesteuert werden sollte.

Geltet. Das ist wahr, lieber Freund, und dennoch muß man den so schwierigen Anfang auch bei diesem Unternehmen nicht zu würdigen vergessen. Man muß vielmehr durch rege Thatkraft dem unternehmenden Fluge emporhelfen, bis der lähne Junge mit den Adlerfittigen frei und mit Selbsthat in die Lüfte sich schwingt. Gute Hoffnung ist nirgends fern, und er wird sicher seiner Jugend nicht vergessen, und der Freundes-Arme, die ihm aus dem Nestchen emporhelfen, wohl eingedenk bleiben.

Ich. Ja, lieber Freund! ich läugne es nicht; doch — doch — der störrige Junge — er läßt sich nicht emporhelfen, und hebt noch obendrauf die Kleinen, zum Glück noch stumpfen Keallen, um dem freundlichen Rath den Dank der Welt zu zollen. Ich verpfichere Sie, ehwürdiger Freund, es ist unserer Wälten-Ende nicht mehr ferne, so sehr ist unsere literarische Jugend verhätschelt und halsstarrig. Manches schöne Talent schlummert also ein — und stirbt, so zu sagen, im Werden; — warum? weil sich die Adlerchen stark genug glauben, und ihren ersten Aufschwung gewöhnlich mit einem elenden Ende an den Klippen des Abgrundes, über den sich die schwach besiederten schwingen wollten, — bald vertauschen müssen. Mein Freund seufzte, und gab mir Recht. Ich — werde solches nie bezweifeln.

Meine Klage ward nun vorgebracht, und ich erzählte ihm die Geschichte in ihrer ganzen ärmlichen Wirklichkeit. — Das ist arg — tief er aus; — sich mit solcher Voreiligkeit eine Bißke zu geben, statt den wohlgemeinten Rath still zu beherzigen, der überdem in eben nicht bedeutender Dosis ihm gereicht ward, und, mit Anstand geboten, einen vernünftigen Neuling nur freuen, nicht beleidigen kann; — das ist arg! und das Blatt, das Sie mir da zum Beweis reichten, ist übrigens so voll der erbärmlichsten Corripen, und so elend in seiner Form, daß es kaum Jemand würdig finden dürfte, etwas darauf zu erwiedern.

Ich. Allerdings; und dennoch will ich meinen voreiligen Jungen beschmecken nicht lassen, oder mich Schweigen bestreuen, sondern Mitleid tragen mit sei-

uer Jugend-Raschheit, und erbieth mich, ihm jederzeit redlich und als wahrer Freund die jetzt verschmähte Hand zu reichen.

Gellert. Das war als Mann gesprochen; und stöße mit innige Achtung ein. — Ich unterbrach ihn dafür mit meiner Dankfagung, doch nicht mit einem modernen Knifs, sondern mit einem Händedruck, der mir völlig dem alten Manne das Herz aus dem Leibe stahl. — Gewiß ich werde mir — recht oft die Freiheit nehmen, Sie in ihrer Abgeschiedenheit zu besuchen, und verspreche mir aus ihrem werthen Umgange die schönste Unterhaltung. —

Wir waren am Ziele unserer Reise, und stiegen aus dem Wagen, um unsern Privatgeschäften nachzugehen. Wir bogen uns unter nochmaligen Freundschaftsversicherungen nach verschiedenen Richtungen, — mein alter Freund nach dem Nachttische, — und ich nach der Wand, um, im weichen Kissen, Heren Morpheus, den ich bald erwartete, mit Zuvoorkommenheit zu überlassen.

Die Glocke schlug Zwölf; — mit dem Schlummern wollte es nicht vorwärts: ich war zu sehr aufge-regt durch mehrere Ereignisse des Tages, und insbeson-dere durch meine so angenehm gewordene Reisege-sellschaft. Alles lief mir wieder bunt und quer durch den Kopf, und jedes Bärtchen ward wiedergekaut, das mir aus dem Munde meines alten Lieblings wie ein dictum delphicum vorkam. Wir sprachen so viel und mancherlei, daß es schwierig wäre, es treulich wieder zu geben; doch, soweit erinnere ich mich, daß sich unsere Unterhaltung hauptsächlich um die Fabel drehte. Wir sprachen viel vom Verfall der zu seiner Zeit kaum aufgekeimten deutschen Fabel, und der wirklichen Schwirrigkeit, die sich ihrer Vollkommenheit entgegenstelle, weil — wie er ganz richtig bemerkte — eine Sache um so schwieriger sey, je leichter sie dem raschen Anfänger scheine. Hierin theilte er mir eini-ges Bemerkenswerthe aus seinem Stadium mit, und — ich wünschte, daß es — Mancher wohl beherzige. Ich habe selbst, sagte er, einige meiner Fabeln, und zwar die, welche ich einst für meine besten hielt, zur Beurtheilung in die Hand genommen, und den Vorsatz gefaßt, sie also wieder zur Deffentlichkeit zu bringen. Ich hielt dadurch meine Auctorität nicht im geringsten beleidigt, und hoffte auch zu gleicher Zeit, Anfängern in der Poesie einen Dienst zu thun, und sie an meinem Beispiele zu belehren, wie sie ihre eigenen oder ihrer Freunde Versuche beurtheilen, und sich nicht sofort mit dem Gedanken schmeicheln sollen, daß sie für die Welt schreiben können, weil sie schreiben können. —

Diese Worte wurzelten fest in meinem Gedächtnisse, und — wollte Gott, es ließe sie mancher, allen-falls in neuester Zeit erstehende, junge Fabel-Dichter nicht als leeren Schall dem Ohre vorüberstreichen! Wie Vieles läßt sich bei unparteyischer Durchsicht, und Wieder- und Wieder-Durchsicht nicht entdecken, kriechen, seilen! und, um wie vieles freier würde unsere gute Lesewelt athmen, wenn ihr der furchtbare laßende Schwall abgeschmackten, übel gefetterten Zeug, und namentlich darunter manch unvermuthetes, unverdauliches Pinfenaricht mit einer kleinen, nach der Fabel benannten Werthmuth-Zugabe — die Brust beengte, — den Athem sperrete! Wahrlich sie ist übel daran, und eine hectica universalis dürfte bedenklicher Weise die traurige Folge seyn! —

So dacht' ich hin und her; und — langsam hörte ich den längst erwarteten Gast, dem freilich die zuge-dachte Ueberraschung nicht zu Theil ward, die Treppen hinauf humpeln. Ich machte mich zum Empfange bereit; bließ meine Lampe aus, und — lag in sei-nen Armen. — —

— Doch — wo blieb meine Dame? Ich will mich kürzer fassen. Ich habe Einiges schon gesagt, und — sie nahe zu beschreiben, liegt außer meinem Plane. Der liebe Leser wird es mir übrigens zugestehen, daß ich Recht thue, da ich schweige, weil Damen da, wo sie eigentlich nicht ingerriren sollten, — und doch ingerriren, — gewiß füglich, und zwar — des Unstan-des wegen — nicht zu nennen sind. Sie ist übrigens — das meiste hiervon verdanke ich späteren (vielleicht unstatthafter) Berichten, — eine schöne, freundliche Dame, die nur am Vogelgesang sich erkreut, und im gold'nen Kästch manchen besiederten — und gewiß auch unbesiederten Sängern (weil sie wohl auch an Nest-quäcken Gefallen finden wird) — mit Liebe pflegt; — eine schöne Seeleneigenschaft, und gewiß ganz zart und weiblich! Philomelen soll sie mit einer beson-deren Aufmerksamkeit pflegen, welche ihr aber auch in dankbarer Anerkennung ihren Sang in klaren und vollen Accorden erglänzen läßt. Sic. — Daß sich übrigens, wenn man diesen Berichten Glauben tet-messen soll, — in ihrer Menagerie oft Mißhelligkeiten entspinnen, ist gar nicht bescheidend; denn, lieber ge-buldiger Leser, wo gibt es deren nicht?

In Bezug dieses Letzteren kann ich zur allgemeynen Beruhigung anführen, daß der Bericht, die Nach-tigall singe unbekümmert weiter, wirklich ganz richtig sey. Philomela singt brav und rüstig weiter, lehrt sich, so laut der Bericht, an ihres Gimpel'seindes Schimpfen nicht; und ich — ich überlasse es dem un-parteyischen Leser, der übrigens mit der Nachtigall- und Gimpel-Sprache wohl vertraut seyn muß, zur Beurtheilung, — ob des Gimpel's mehr monotonen, doch leises, bescheidenes Pfeifen in der Folge nicht um ein Bedeutendes erträglicher werden dürfte, als der gefeierte, überlaute Nachtigallsschlag? —

Entgegnung.

Der Herr Redacteur der Carniolia hat bei Nr. 11 seines Blattes die gefertigte Redaction auf eine, mild gesagt, brüske Art beinzichtet, als ob sie eine absichtliche Schuld trüge, daß von den Verfern des in Nr. 43 des Illirischen Blattes vom vorigen Jahre erschienenen Gedichtens: „Des Jägers Wunsch“ die Bezifferung weggeblieben. Im Gefühl des hohen Werthes seines Geistesproductes, hat er in Nr. 11 der Carniolia einen verbesserten Abdruck veranstaltet, und diesen am Schlusse mit einer etwas hochfahrenden Note begleitet. Ob die verehrten Leser und Gönner jener für Kunst, Litteratur, Theater und geselliges Leben erscheinenden Zeitschrift, bei dem zweiten und nothwendig berichtigten Abdrucke dieser Klingelei, etwas Gewichtvolles gewonnen haben, ist der gefertigten Redaction unbekannt, es müßte denn die inhaltsschwere Ziffer seyn, die als Aushänge-schild dem letzten Verklein vorsteht.

Die Redaction des Illir. Blattes.